

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 39 (1945)
Heft: 1

Artikel: Was heisst heute Christus verkündigen?
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-138614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht auch der Sinn der Rückschläge ist, die wir jetzt erleben? Solche Zeiten der Rückschläge können im Leben der Einzelnen wie in dem der Gemeinschaften, Bewegungen und Kämpfe sehr viel gesegneter sein als Zeiten des raschen, vielleicht stürmischen Erfolges.

Darum wollen wir auch solche Zeiten segnen. Und wollen sie recht benutzen. Wie oft geschieht, daß gerade nach solchen Zeiten die großen Siege hervorbrechen! Wir wollen uns unseres leichten Verzagens schämen. Wir wollen uns gerade am Eingang zu dem bedeutungsvollen Jahre 1945, das so düster begonnen hat, an jene Quelle setzen, an der wir neue Kraft kriegen können, daß wir auffahren mit Flügeln wie Adler, daß wir laufen können, ohne zu ermatten, aber auch wandern („wandeln“), ohne müde zu werden.

Leonhard Ragaz.

Was heißt heute Christus verkündigen?¹⁾

Wenige Jahre vor dem ersten Weltkrieg — es mag um 1910 gewesen sein — hat Karl Liebknecht in Deutschland eine Kirchnaustrittsbewegung organisiert, und zwar von besonderer Art. Sie war nicht, wie die vorangegangenen derartigen Bewegungen, freidenkerisch begründet. Sie hat nicht dem Glauben der Kirche irgendeine materialistische oder atheistische Weltanschauung entgegengesetzt, sondern sie hat der Kirche den Vorwurf entgegengeschleudert, sie habe mit Christus gar nichts mehr zu tun. Dieser Vorwurf erwies sich als eine weit stärkere Waffe, als es die freidenkerischen Theorien gewesen waren. Mit einem Häckel, der die Dogmen der Kirche angriff und ihnen *seine* Theorien — die oft auch dogmatisch genug waren — entgegenstellte, ist die Kirche leicht fertig geworden. Alle diese freidenkerischen Kirchnaustrittsbewegungen sind im Sande verlaufen, sie haben nicht einmal bei der sozialistischen Arbeiterschaft leidenschaftliche Anteilnahme auszulösen vermocht. Hingegen diese Liebknechtsche Bewegung hat in Norddeutschland einen für die Kirche beängstigenden Erfolg gehabt. Nur der Weltkrieg, der zunächst andere Probleme in den Vordergrund drängte und auch diesen Karl Liebknecht für einen andern, ungeheuren Kampf beanspruchte, vermochte jener Kirchnaustrittsbewegung ein vorläufiges Ende zu bereiten.

Wir sind von dieser Sache ausgegangen, nicht weil wir meinen, daß Kirchnaustrittsbewegung nun ein aktuelles Thema oder ein jetzt zu beschreitender Weg sei, sondern weil jene *Begründung* Liebknechts ernst genommen zu werden verdient. Und zwar aus sachlichen, nicht bloß aus persönlichen Gründen. Also nicht bloß deshalb, weil Karl Liebknecht ein großer und reiner Kämpfer war, dessen wir auch gerade

¹⁾ Vortrag, gehalten am 4. November 1944 im Volkshaus in Zürich anlässlich der Jahresversammlung der schweizerischen religiös-sozialen Vereinigung.

heute wieder gedenken, als eines der ersten blutigen Opfer des Geistes, der in der Folge Deutschland völlig knechten sollte und mit dem die ganze Welt sich heute im Entscheidungskampf befindet. Das mag uns diesen Mann bedeutsam und ehrwürdig machen, aber dennoch könnte man ihm die Kompetenz in der Kirchenfrage bestreiten, indem man darauf hinweist, daß sich in seiner Weltanschauung doch auch materialistische und darwinistische Gedankengänge vorfinden. Aber wenn er nun einmal seinen Kampf gegen das Kirchentum nicht mit jener, uns vielleicht fragwürdig erscheinenden Weltanschauung, sondern mit dem Hinweis auf den zwischen der Kirche und Christus bestehenden Widerspruch begründet hat, dann ist seine Kirchenkritik nicht aus der Sache wesensfremden Gedanken geflossen, sondern aus einem, bei einem solchen „Marxisten“ auffälligen, lebendigen Verstehen dessen, was Christus ist. Für ihn und seinesgleichen hat der Name Christus noch etwas Lebendiges bedeutet, ein Programm, eine Parole, ein Signal, vielleicht einen Protest, auf alle Fälle gerade das Gegenteil von Opium, einen Kampfruf gegen Unrecht und Lüge. Ich weiß nicht, wie weit Liebknecht in der Bibel bewandert war. Vielleicht mehr, als wir denken, ragte er doch über das Maß eines gewöhnlichen Politikers und über das bei einem solchen übliche geistige Niveau weit hinaus. Aber er war natürlich kein Theologe und hätte ein Examen über die die Person Christi betreffenden dogmatischen Lehren nur ungenügend bestanden. Aber vielleicht hat er von Christus doch viel mehr begriffen als die Theologen mit ihren Christologien. Ja, wir haben das Recht, es noch viel absoluter zu sagen: er hat Christus, das, was Christus ist im Unterschied zu aller Religion, verstanden, und die Theologen haben gerade das nicht verstanden.¹⁾ Wenn diese es fertig bringen, so von Christus zu reden, daß die Welt dabei nicht das geringste von einem Angriff, einem Protest herausfühlt, dann haben sie eben nicht von Christus geredet. Denn gerade das ist Christus, das ist das entscheidend Andere an ihm, das ist das, was ihn von allen Göttern — den üblichen Kirchen- und Christengott inbegriffen — unterscheidet: daß er dynamisch ist, daß er gegen die Welt vordringt, daß er der Welt gegenüber Angriff und Eroberungswille ist. Und das ist der entscheidende Sinn der von ihren Hütern, den Theologen, immer wieder nicht verstandenen Lehre von der Menschwerdung Gottes in Christus: daß in Christus Gott aufhört, der Olympier zu sein, daß er nicht mehr in seliger und erhabener Ruhe, in unberührter Majestät jenseits aller Erdennot thront, sondern leidend, kämpfend, unterliegend und siegend, immer wieder gekreuzigt und immer wieder auferstehend in diese Welt eintritt, um sie zu seinem Reiche zu machen. Darum aber kann alles in Form von Lehrsätzen festgehalten werden — nur Christus nicht. Auch

¹⁾ Der Leser wird verstehen, daß wir hier Karl Liebknecht lediglich als *Typus* nehmen und nicht im Einzelnen von seiner Person und von seinen Auffassungen handeln.

die eben ausgesprochenen Sätze helfen uns nicht, auch keine religiös-soziale Definition Christi hilft uns, daß wir etwa durch sie Christus besitzen könnten. Wir haben ganz ernst damit zu machen, daß Christus nur da ist, wo jene Dynamik ist, wo wirklich und lebendig und tatsächlich gerungen und gekämpft wird. Darum ist Christus bei solchen Menschen wie Karl Lieb knecht, die im Kampf begriffen sind gegen die satanischen Mächte, die die Schöpfung beherrschen und verwüsten. Lieb knecht hat in diesem Kampf sein Leben geopfert. — Und wenn es der Kirche ernst wäre mit dem Verlangen, Christus zu sehen und zu zeigen, dann würde sie sich unwillkürlich und unwiderstehlich angezogen fühlen von den im Kampf gegen die Weltmächte stehenden Menschen. Tatsache ist aber, daß das Christentum vor diesen Gestalten immer eher zurückschreckte. Es hat die Propheten des Alten Testaments, in denen jenes kämpferische Element so lebendig, ja entscheidend war, lange Zeit überhaupt nicht mehr verstanden, und als sie ihr dann wieder gezeigt wurden, hat es sich beeilt, zu versichern, daß dieses Kämpferisch-Prophetische „durch Christus überwunden“ sei. Die Wahrheit ist aber die, daß in der Person Christi jenes Element nicht nur in höchster Leidenschaft lebendig war, sondern daß es in ihm zum letzten und entscheidenden Angriff auf die Welt übergegangen ist. Und die große Parole dieses aufs Ganze gehenden Kampfes ist die Botschaft vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit für die Erde.

Wo immer Christus ist, da findet der Angriff auf die Welt statt. Jedes Gute bekommt durch die Berührung mit Christus aggressive Kraft. Auch die Liebe wird durch ihn zu einer den Kampf nicht nur nicht scheuenden, sondern ihn leidenschaftlich führenden Macht. Christusliebe ist kämpfende Liebe. Daß die christliche Kirche gerade das nicht mehr verstanden hat, das ist die Ursache der *traurigsten Tatsache* (wir wissen, was wir sagen!) der neueren Menschheitsgeschichte, nämlich der, daß das Volk Christus verloren hat, daß es zu der Herde wurde, die keinen Hirten mehr hat. Denn die Zeit war so, daß solche Hirten nötig waren, die die Schafe gegen die Wölfe verteidigten. Mit dem „guten Hirten“, den ein von Christus abgekommenes, schwächliches Christentum erfunden hatte, war dem armen Volk, das geschändet und zerrissen und hingemordet wurde, nicht gedient. Christus hat mit diesem „guten Hirten“ nichts zu tun. Das haben Menschen, die wie jener Karl Lieb knecht sich gedrungen fühlten, den Wölfen unter die Zähne zu treten (und dann auch wie er von ihnen zerrissen wurden), gesehen und *darum* der Kirche vorgehalten, sie habe mit Christus nichts mehr zu tun.

Hier enthüllt sich uns *die* große Krankheit der Kirche. Wer da helfen und heilen will, muß bereit sein, gerade hier schonungslos die Wahrheit aufzudecken. Die Kirche muß lernen, Selbstkritik zu üben. Das mag schwer sein für eine Institution, die gewohnt und sozusagen von Amts wegen verpflichtet ist, die Sünden Anderer aufzudecken. Sie



ist auch hier, angesichts der sich von ihr abwendenden Menschenmassen, versucht, sofort wieder den Spieß umzudrehen und diesen Massen ihre Vorwürfe entgegenzuschleudern, indem sie sie etwa der Oberflächlichkeit und der Flucht vor Gott bezichtigt. Aber gerade das Beispiel jener Kirchengaustrittsbewegung, von dem wir ausgegangen sind, zeigt, daß es sich nicht um solche Dinge handelt, daß jedenfalls die Kirche zuerst Anlaß hat, jenen andern Gründen der Abkehr mit allem Ernst nachzugehen.

Die Kirche muß sich fragen, ob es ihr an der Christusliebe gefehlt hat, an der kühnen, kämpfenden, mit dem Unrecht ringenden Liebe.

Die Christenheit hat Menschen voll großer schöpferischer Liebe hervorgebracht, Menschen, deren Liebe einen Durchbruch in dunkle, von der Liebe bisher vergessene Gebiete bedeutet hat. Wir nennen aus einer großen Schar nur wenige Beispiele. Wir denken an einen Friedrich von Bodelschwingh, der sich des „nicht lebenswerten Lebens“ verblödeter Epileptiker annahm und es mit einer wahrhaft franziskanischen Liebe hegte und pflegte; wir denken an Thomas Barnardo, an die Kühnheit seiner Liebe, an seine „immer offene Tür“, an seinen an einem Heim in Whitechapel in Riesenlettern verkündeten Grundsatz: „Hier wird kein verlassenes Kind jemals abgewiesen.“ Wir denken an Elisabeth Fry und Mathilda Wrede, die beiden „Engel der Gefangenen“, an ihr Hinabsteigen in die Tiefen der Gefängnisse und die noch tieferen Tiefen verbitterter und verzweifelter Seelen. Wir könnten noch William Booth und Henri Dunant nennen, auch sie Menschen von großer, schöpferischer Liebe.

Wir haben nur wenige und fast nur solche, die der unmittelbar vorgegangenen Generation angehören, erwähnt. Aber gerade in dieser Generation, die diese genialen Liebenden, diese „protestantischen Heiligen“, hervorgebracht hat, hat auch die große Abwendung der Volksmassen vom Kirchentum und Christentum eingesetzt. Diese paradoxe Tatsache müßte die christliche Gesellschaft zum Nachdenken veranlassen. Warum erfolgte, trotz jenen bewußt aus dem Christentum hervorgegangenen Offenbarungen einer großen Liebe, diese Abwendung des Volkes? Waren jene Erscheinungen vielleicht zu sehr bloße Ausnahme? Hat denn das Volk nicht eingesehen, daß nicht jeder ein Barnardo oder Bodelschwingh oder Dunant sein, daß nicht jeder hundertfältige Frucht bringen kann? Und hat das Volk nicht gesehen, daß schließlich doch die Glieder der Kirchen es waren, welche die Werke jener Schöpfer weitertrugen und hielten, mit beständiger Opferbereitschaft und Treue? Hat das Volk nicht gesehen, daß auch sonst ein Strom von Liebeswerken, von Wohltätigkeit und Hilfsbereitschaft von den christlichen Kirchen und ihren Gliedern ausging?

Ich glaube nicht, daß das vom Volk nicht beachtet und geachtet wurde. Und doch war etwas in dieser „Liebestätigkeit“, was die Seele des Volkes leer ließ. Ja, gerade die *Seele* des Volkes! Es ist eine para-

doxe Tatfache: gerade diese christliche Wohltätigkeit fättigt nur den leiblichen Hunger und stillt nur die leibliche Not, aber sie läßt die Seele des Volkes darben. Denn diese lebt nicht von Brot allein, sondern von dem einen großen Wort, das aus Gottes Mund hervorgeht — und dieses Wort heißt: *Gerechtigkeit*. Mit diesem Gotteswort hat die christliche Liebestätigkeit die darnach hungernden Massen nicht gespeist. Wohl hat sie mit ihren Almosen und mit oft so großzügiger und wirklich von Herzen kommender Liebestätigkeit auch die Speisung der Seelen zu verbinden versucht. Sie hat „evangelisiert“. Sie hat versucht, das an die Menschen heranzubringen, was man in der Kirche „Wort Gottes“ zu nennen sich allzu unbedenklich angewöhnt hat.

Wir stoßen hier auf die Grundursache der großen kirchlichen Fehlentwicklung dieser Zeit. Man weiß nicht mehr, was „Gottes Wort“ ist. Man weiß nicht mehr, wann und wie Gott redet. Man weiß nicht mehr, daß Gott immer und nur in ganz bestimmte Nöte hinein sein Wort spricht, sein darum immer ganz bestimmtes und aktuelles Wort. Man weiß nicht mehr, daß Gottes Wort immer Antwort ist, Antwort auf einen fragenden Aufschrei des Menschen, des einzigen Geschöpfes, mit dem ein Reden möglich ist.

Anfichts jener Not des Volkes, jener ungeheuren Not, welche die christliche Liebestätigkeit auf den Plan gerufen hat, anfichts all der Verelendung und Entwürdigung des Menschen, anfichts der jammervoll Verkürzten und Enterbten, kommt *ein* Wort aus Gottes Mund: *Gerechtigkeit*. Will wirklich jemand kommen und sagen, daß es Willkür sei, nur gerade dieses Wort aus Gottes Mund zu vernehmen? Warum soll es nicht ein anderes Wort sein? Warum soll es nicht Liebe heißen? Ja, es könnte auch Liebe heißen, wenn wir nicht so völlig vergessen hätten, daß das Allererste, was die Liebe schenkt, das *Recht*, die volle Anerkennung der Menschenwürde ist. Aber solange die praktische Gestalt und Wirkksamkeit der Liebe nur in Wohltätigkeit besteht, schreit uns Gott das Wort von der Gerechtigkeit in die Ohren. „Wohltätigkeit“, „Liebestätigkeit“ — das sind nicht mehr Worte Gottes, weil sie nicht mehr eine zulängliche Antwort auf die Not der Zeit bedeuten. Das völlig Unzureichende der Wohltätigkeit zur Ueberwindung der großen Not steht ja vor aller Augen. Gott aber gibt keine unzureichenden Antworten.

Auch bei den großen Liebenden, die wir genannt haben, war ja nicht das, was sie vollbracht haben, das Größte, sondern ihr Sehen der Not und ihr erschüttertes Hinweisen darauf. Was ihnen zu lindern und zu überwinden gelang, das war bei aller Größe ihrer organisatorischen Erfolge im Vergleich zur Größe der Not von beklemmender und hoffnungsloser Unzulänglichkeit. Sie haben das wohl selber am besten gesehen, und keiner von ihnen war von seinen Erfolgen so geblendet, daß er sich dabei beruhigte. Wohl aber ist das Christentum der Gefahr

folcher Selbstberuhigung durch Wohltätigkeit erlegen. Darum war es ungeheuer notwendig, daß es neben einem Thomas Barnardo noch einen Thomas Carlyle gab, und neben einem Friedrich von Bodelschwingh, dem adeligen Pastor, dem Freund des Landesfürsten, noch einen Christoph Blumhardt, der durch den Beitritt zur Partei der „vaterlandslosen Gefellen“, wie der Landesfürst sie nannte, sich das Recht auf den Pastorentitel und noch viel Größeres verscherezte.

Denn diese prophetischen Menschen hatten jenes eine Gotteswort vernommen und gaben es mit leidenschaftlicher Kraft weiter. Und sie standen gerade darin in der Nachfolge Christi. Denn niemals war dessen Liebe jene die Menschenwürde verletzende und das Menschenrecht mißachtende Wohltätigkeit, jene herablassende Gnade. Darum war seine Liebe nie nur zart und tröstend, sondern immer auch voll Kampfeswillen. Sie läßt nicht nur den armen Lazarus getröstet werden „in Abrahams Schoß“, sondern sie versetzt auch den Reichen „in die Qual“, das heißt, sie führt einen Angriff auf die Besitzverhältnisse, aus deren Ungerechtigkeit das Elend unaufhörlich fließt. Seine Liebe lobt nicht nur die Barmherzigkeit des Samariters, sondern sie führt auch einen Angriff von unüberbietbarer Schärfe gegen die nationalistische Beschränktheit des Leviten und gegen eine Religion der Innerlichkeit und des Kultus, für welche Menschlichkeit und Barmherzigkeit doch immer wieder nur zweitrangige Dinge sind.

Die Kirche aber hat nicht nur diese für das Recht kämpfende Liebe Christi verloren, sondern sie hat sich direkt *gegen* dieselbe gewendet. Es ist ja bekanntlich ein kirchengeschichtliches Faktum, und zwar eines tragischer Art, daß die Begegnung des offiziellen Christentums mit dem sozialen Problem mit einem großen Nichtverstehen, ja mit einer Verurteilung des Sozialismus endete. Auf katholischer Seite geschah es durch eine verdammende päpstliche Enzyklika, auf protestantischer mit der Ausstoßung Blumhardts und der mehr oder weniger feindseligen Isolierung derer, die zum Proletariat gingen, und schließlich mit einer über alle diese brennenden Fragen hochmütig zu ihrer Tagesordnung schreitenden Theologie.

Wie anders war die Art, wie das Christentum über diese Probleme redete, als die Rede seines Meisters. Da wurde die Parole von der Innerlichkeit ausgegeben, und man vernahm Maximen wie die: „Die äußern Verhältnisse sind nicht wichtig“ — „Man kann arm und doch glücklich sein“ — „Aus der Armut sind nicht nur viele große, sondern auch eine gewaltige Schar guter Menschen hervorgegangen.“ Und immer noch muß man diese Dinge widerlegen. Immer noch ist es nötig, zu sagen, daß, wenn man die Armut als kräfteentbindend preist, man ebensogut den Krebs und die Tuberkulose und den Krieg und die Scheiterhaufen und die Konzentrationslager als kräfteentbindend preisen muß. Denn tatsächlich gibt es immer Einzelne, die durch solche Dinge nicht

zerbrochen, sondern geläutert, ja zu einer letzten Reife und Höhe geführt werden. Aber wirkliche Christusliebe würde zuerst die Gefährdung, die Eniedrigung und Verkümmern, das große Unrecht sehen, das in diesen Dingen liegt, und würde davon mit aller Kraft reden. Selbstverständlich hat Christus auch gesehen, daß es Menschen gibt, die trotz der zermürbenden und seelengefährdenden Verhältnisse, in denen sie leben, ihre Seele hindurchretten und den Abglanz von etwas Höherem bewahren. Aber er hätte eine solche erschütternde Beobachtung nie dazu mißbraucht, über das Unrecht jener Verhältnisse zu beruhigen. Es gibt keine Statistik darüber, wie viele Menschen durch die Armut leiblich und seelisch zerbrochen werden, und wie viele trotzdem durchkommen und ihre Menschenwürde retten, aber angesichts der letzteren einen Lobpreis über die Zähigkeit und Anpassungsfähigkeit des Menschen anzustimmen, das wäre doch wohl nichts anderes als brutal-egoistische Gefühlslosigkeit.

Solch' völliger Abirrung vom Wesen Christi hat sich ein falsches Christentum zeitweise schuldig gemacht und sich damit allerdings nicht nur von Christus, sondern auch von jenen großen Liebenden, die aus dem Christentum hervorgegangen waren, himmelweit entfernt.

Es hat echte, erbarmende Liebe in der Kirche gegeben, ein echtes Ergriffen- und Erschüttertein vom Anblick des Elendes und freudiger, opferbereiter Wille zum Helfen. Nur Eines fehlte: die kämpfende Christusliebe, jene Liebe, die bereit ist, Unrecht Unrecht zu nennen, die soziale Sünde zu enthüllen, wie es Christus tat. Oder wo ist im Gleichnis vom armen Lazarus die Lösung der Wohltätigkeit vorge schlagen? Es ist einfach das soziale Unrecht aufgedeckt. Darauf aber käme es an. Darnach hungert das Volk, nicht nach Almosen, sondern nach Gerechtigkeit.

Aber gerade dieses eine entscheidende Wort der Christusliebe: „Gerechtigkeit“ — das wollte dem offiziellen Christentum nicht von den Lippen. Und doch wäre es auf dies, nur auf dies angekommen. Nicht über die seelischen Wirkungen oder über den Segen der Armut war zu reden, sondern zuerst, lange vor allem andern, über das *Unrecht* der Armut. Mögen die Armen ihr Los so oder anders tragen, stumpf oder empört, seufzend oder heldenhaft, ihr Los stammt aus dem großen Unrecht. Denn die Welt ist auch für sie da. Die Sonne scheint auch für sie, die Güter der Erde sind auch für sie bestimmt, auch für sie ist der Boden mit Fruchtbarkeit und mit Rohstoffreichtümern gesegnet, die Heilquellen sprudeln auch für sie, auch ihnen wollen die Geschöpfe dienen. Das Schaf trägt seine Wolle auch für das arme Kind. Es ist eine befremdliche Ordnung der Dinge: schöne, gute Häuser bauen im Schweiß seines Angesichtes — aber nie in einem solchen wohnen; feine und gute Stoffe weben — und sich selbst immer nur in minderwertige kleiden; alles Schöne, alles das Leben Erleichternde herstellen — aber es ist immer nur für Andere bestimmt, nie für *dein* Weib, nie für

dein Kind, nur für Andere, denen es auf eine geheimnisvolle Weise allein zufließt; immer alles vor Augen haben — und nie die Hand darnach ausstrecken dürfen, immer das gelobte Land schauen — und immer in der Wüste sein müssen. Die Christusliebe nennt das Unrecht, denn sie glaubt nicht, daß der himmlische Vater drei Viertel seiner Kinder enterbt habe.

Auch die geistigen Güter sind für Alle da. Oder glauben wir, Beethoven habe seine Werke nur für die Konzertsäle einer privilegierten Schicht geschrieben, und Michelangelo habe nur für die Reichen gemeißelt und gemalt? Auch ihre Werke stammen letzten Endes aus Gott, je größer sie sind, um so gewisser, und die inspirierten Menschen sind nur die Mittler; darum aber gehören diese Schöpfungen Allen. Auch hier darf es keine Ausgeschlossenen und Enterbten geben.

Die Kirche ist diese Verkündigung der Gerechtigkeit bis auf diesen Tag schuldig geblieben, sie hat sich mit Liebestätigkeit zufriedengegeben.

„Und so stand denn diese Liebestätigkeit bei allem Heroismus und aller Christuserfülltheit Einzelner eben doch in der Luft. Es fehlte ihr die Fülle der biblischen Wahrheit, und es fehlte ihr die letzte Bußfertigkeit vor dem armen und geringen Bruder. Im Hungernden, Dürstenden, Gefangenen und im Fremdling wurde Christus in einer ganz eigenartigen Weise zugleich erkannt und nicht erkannt. Man nahm sich der Opfer der Ungerechtigkeit an, aber man schwieg über die Ungerechtigkeit. Und weil die Jünger schwiegen, mußten die Steine schreien. Marx und Engels waren Steine, die Gott berief. Sie schrien nach der Gerechtigkeit. Nach einer sehr weltlichen Gerechtigkeit, gewiß. Aber sie gaben dem Armen und Entrechteten dennoch eine größere Hoffnung als die Kirche mit all ihren Liebeswerken. Sie verkündeten ein illusionäres menschliches Reich. Aber sie verkündeten ein Reich, in dem Gerechtigkeit wohnen sollte, während die Kirche sich mit der Ungerechtigkeit abfand und Almosen verteilte.“¹⁾

Die Kirche führte keinen Angriff gegen den ungerechten Aufbau der Gesellschaft, der so viele Liebeswerke nötig machte, der zu all der Sisyphusarbeit der Wohltätigkeit nötigte, zu all diesem charitativen Wirken, das es, trotz aller Opferbereitschaft, doch nie weiter bringt als dazu, ein Tropfen auf einen heißen Stein zu sein. Man war voll guten Willens zu helfen, aber die bestehende Welt samt ihrem Unrecht in Frage zu stellen, dazu konnte man sich nicht entschließen. Aber ist es da verwunderlich, wenn unter diesen Umständen der Verdacht auftauchte, diese ganze Wohltätigkeit stamme gar nicht aus reinem Erbarmen, sondern sie sei schließlich auch nur ein Mittel, um das Bestehende zu retten? Man habe einfach gemerkt, daß man doch nicht

„Und so stand denn diese Liebestätigkeit bei allem Heroismus und aller Bern, gehalten an einer Tagung kirchlicher Gemeindehelferinnen, über die soziale Verpflichtung der Kirche. Viele der Gedanken, die wir hier vertreten, sind in dem Vortrag von Eduard Burri in einer höchst lebensvollen und glänzenden Weise ausgeführt.

alles gehen lassen dürfe, weil sonst die ganze schöne bestehende Welt mit ihren Sonnenseiten und Privilegien zuletzt doch in den Abgrund des Elendes oder in den Rachen der Revolution stürzen würde?

Tatsächlich kennen wir einen Typus von eifrigen Betreuern christlicher Liebeswerke, die daneben ebenso eifrige Verfechter der bestehenden Ordnungen und Stützen der privilegierten Gesellschaftsschichten sind. Diese Leute ahnen nicht, wie in den Herzen des Volkes auch ihre großartigsten charitativen Leistungen völlig durchgestrichen und ausgelöscht werden durch ihre die Gerechtigkeit verleugnende Haltung. Und das Volk hat damit recht. Es fühlt mit absolutem Recht, daß ein einziges Wort gegen das Unrecht, in entscheidender Stunde gesprochen (also nicht bloß radikales Geschwätz), unendlich viel mehr Segen und Heil und Rettung bedeutet als Hunderttausende von Franken, die für Wohltätigkeit zusammengetrommelt werden. Wer dazu den Kopf schüttelt, ist schon irgendwie dem Materialismus, dem Unglauben an den Geist verfallen. Wir wissen wohl, daß auch auf geopfertem Geld — vor allem auf dem Scherflein der Witwe! — ein Segen ruhen kann. Aber Wunden, welche die Ungerechtigkeit aufgerissen hat, können nur durch die Gerechtigkeit geheilt werden und nicht durch Salben und Pflaster.

Wir führen noch einmal eine Stelle aus dem erwähnten Vortrag von Eduard Burri an:

„Unter all den Männern und Frauen, die als Pioniere der christlichen Liebestätigkeit genannt werden können, ist eigentlich Pestalozzi der einzige, der in bezug auf die Gerechtigkeit klar sah und der auch von der Gerechtigkeit sprach. Er hat über die Wohltätigkeit das scharfe und grausame, dennoch aber wahre Wort gesprochen, sie erfülle das Recht des Armen im Mistloch der Gnade. Die andern sind hingegangen, haben Liebe geübt und Großes getan — wir wollen ihre Taten wahrhaftig nicht verkleinern! —, aber sie lebten alle mehr oder minder in den Vorstellungen ihres Jahrhunderts, nach denen diese bürgerliche Welt im großen und ganzen gut und gerecht war und nach denen alle Notstände wohl zu christlicher Hilfe aufriefen, nicht aber etwa zur Predigt einer neuen Gerechtigkeit.“

Darum war Pestalozzi der biblischen Wahrheit in ihrer Fülle näher, er war Christus näher als die kirchliche Liebestätigkeit es je war. Die ganze Christusliebe verlangt den Angriff auf eine Welt des Unrechtes, sie verlangt das Zeugnis und die Arbeit für die soziale Gerechtigkeit, nicht so, daß die persönliche Liebeshilfe auf kalte Institutionen abgeschoben werde, aber so, daß niemand mehr durch Almosen erniedrigt wird und um sein Recht betteln muß. Wenn jene Christusliebe, die so viel mehr, so viel männlicher und so viel ehrfürchtiger ist als alle bloße Wohltätigkeit, unter uns zu leben beginnt, dann werden sich die Forderungen des Heute, die Programmpunkte von selber ergeben, dann wird neben die Beseitigung aller sozialen Not und Unsicherheit, neben den Schutz des Schwachen, des kranken und alten Menschen, neben die Erschließung des unerschöpflichen Segens der Erde für Alle — so

daß Alle aufatmen können — neben all diese Ziele einer liebenden Fürsorge wird die Niederringung der Geldherrschaft, die Beseitigung jeder Ausbeutung, die Ehrung der Arbeit treten, so daß nicht nur die materielle Existenz eines jeden, sondern auch seine volle Menschenwürde und sein volles Menschenrecht gesichert ist.

Es gibt Menschen, die, wenn sie solche Dinge hören, Angst bekommen vor dem, was ihnen als eine Verflachung des Lebens erscheinen will. Sie haben Angst, es könnte am Ende zu schön werden auf der Welt und das werde auf Kosten der Seele gehen. Das Leben könnte seinen Tiefgang einbüßen, den es nun doch einmal nötig hat. Eine merkwürdige Angst, diese Angst um einen eventuell zu großen Verlust an Lebenstragik. Christus hat einmal gesagt, daß es zwei Dinge gebe, die die Saat des Göttlichen mit dem Ersticken bedrohen: der Druck der Sorge und der Trug des Reichtums. Um nichts anderes geht es als darum, daß diese beiden das innere Leben gefährdenden Mächte überwunden werden. Die Sorge um das innere Leben ist nicht aus dem Auge verloren. Wenn die Sicherung des Leiblichen aufgehört hat, ein Problem zu sein, dann erst werden die Probleme der Seele in ihrer ganzen entscheidenden Bedeutung zutage treten. Das am meisten Seelengefährdende, was es in der Welt gibt, das ist das Privileg, das Vorrecht, das Genießen der Früchte des Unrechts. Wenn etwas den Segen der Schöpfung in Fluch, ihren Reichtum in innere Armut, ihre Freude in ödes Genießen zu verwandeln imstande ist, so ist es dieses egoistische Besitzen und Anschreien dessen, was Gott Allen geben will.

Man kann, wenn man von der Christusverkündigung, wie sie heute sein muß, redet, nicht vorübergehen an der großen Frage der gegenwärtigen Weltstunde: am *Krieg*. Auch hier hat das Christentum sein Wort noch nicht gesprochen. Gerade hier hat es auch nur „Liebe“ geübt, „Samariter“dienste geleistet. Aber gerade hier tritt das im stärksten Sinn des Wortes Unzulängliche einer solchen Haltung grell zutage. Henri Dunant war auch einer der großen Liebenden; aber sein Wollen weist über das Werk, das daraus geworden ist, weit hinaus. Wehe diesem Werk, wenn es sich mit sich selbst zufrieden gäbe! Denn was wäre es dann anderes als eine verruchte Maßnahme zur weiteren Ermöglichung des Krieges? Wenn die Träger dieses Werkes vor lauter Hingabe an ihre Arbeit nicht mehr dazu kommen, ihren Blick auf das eigentliche Ziel: die absolute Aechtung und völlige Verhinderung des Krieges, zu richten, so mag man ihnen das einstweilen verzeihen, aber dem Christentum darf man das niemals verzeihen. Es muß endlich sein Wort sprechen.

Bis jetzt ist das Christentum davor zurückgeschreckt, sein Wort zum Kriege zu sprechen — und es hat sich trotzdem nicht geschämt, die Augen zu seinem Herrn und Meister emporzuheben. Es hat sich gescheut, Sünde Sünde zu nennen; es hat sich vor allem gescheut, den

Wölfen unter die Zähne zu treten. Aber eine bloß weiche Liebe wurde hier vollends zur Komödie.

Die Kirche hat wohl davon geredet, daß der Krieg Ausfluß der Sünde sei. Aber dieses Wort war kein Wort, solange nicht deutlicher gesagt wurde, um welche Sünde und um wessen Sünde es sich handelt. Es war wenig Christusliebe in der Art, wie ein gewisses Christentum die Schuld am Kriege dem Volke zuschob. Wie anders war die Haltung dessen, von dem es heißt: „Ihn jammerte des Volkes, denn sie waren abgequält und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben.“ Gerade *diese* Haltung hätten die christlichen Führer zu allererst nachahmen müssen in der Stellung zum Krieg, denn wo ist wohl das Abgequält- und Erschöpftsein des Volkes mehr Tatsache als hier. Aber das offizielle Christentum hat bis jetzt erschütternd wenig Hirten hervorgebracht, die sich in dieser Sache für die Herde wehrten, hingegen viele Theologen, welche kalt und ohne jedes Erbarmen dem Volk die Sünde zuschoben. Sie haben so geredet, als ob der Krieg den unüberwundenen Urwaldinstinkten des Volkes entstammte, und haben nicht sehen wollen, daß bis jetzt meistens die Völker in die Kriege hineingelogen und hineingetrieben werden mußten. Es ist über kaum eine Frage unter den Theologen mit so wenig Realismus und so wenig Wahrheitswillen verhandelt worden wie über die Kriegsfrage.

Allgemein gehaltene Bußpredigten über die Sündhaftigkeit der Menschen haben wenig Sinn; sie müßten an bestimmte Adressen gerichtet sein. So auch die Bußpredigt über die Schuld am Phänomen des Krieges. Diese Bußpredigt wäre auf alle Fälle nicht an die Schafe, sondern an die Wölfe zu richten. Und schließlich nicht zuletzt an die Hirten selbst! An diese Hirten, die mit den Wölfen oft genug auf gutem Fuße standen. Und wenn das nicht der Fall war, wenn sie nicht geradezu mit dem großen Raubgetier ihre Konkordate abgeschlossen haben, so haben sie doch nichts *gegen* sie unternommen. Es ist aber eine arge Sache, sich darüber zu verbreiten, daß man nichts machen könne, bevor man je etwas gemacht hat. Ce qu'on fait simplement est simple à faire. Welche Unehrlichkeit, wenn die Kirche heute verkündet: Aller Idealismus und alle jene Anstrengungen, welche etwa unter der Parole „Nie wieder Krieg!“ gemacht worden seien, hätten nichts genützt und darum sei es sinnlos, diese Anstrengungen zu wiederholen. Wo sind denn diese idealistischen und kriegsgegnerischen Anstrengungen der Kirche gewesen? Die Bewegung „Nie wieder Krieg“ hat von den offiziellen Christentümern nicht die geringste Unterstützung erfahren, ja sie mußte froh sein, wenn sie nicht von ihnen bekämpft wurde.

Darum wiederholen wir: das Christentum hat zu dieser Sache sein Wort noch nicht gesprochen. Ob es dieses Wort spricht, das wird für es selbst entscheidend sein. Das wird darüber entscheiden, ob es mit Christus etwas oder nichts mehr zu tun hat, ob es seinen Kampf kämpfen

will oder ob es sich damit begnügt, eine der zahllosen Religionsunternehmungen zu sein und vom Klang großer Namen oder irgend welchen andern Formen des Götzendienstes zu leben.

Es ist eine Periode des Blutes und des Grauens, an deren Ende — wie wir hoffen — die Menschheit heute steht. Aber neben der Hoffnung steht überall die Angst, die Angst vor den Dämonen des Hasses und des Gewaltglaubens, die jeder Krieg immer entfesselt hat, selbst bei denen, die auf der Seite der bessern Sache kämpften. Wir wollen nur auf einen konkreten Punkt hinweisen. Es gibt jetzt viele, die vor Rußland Angst haben, und zwar reden wir nicht von denen, die das sozialistische Rußland fürchten, weil sie mit dem Kapitalismus sehr zufrieden sind, sondern wir reden von denen, die dem militaristischen, diktatorischen Rußland, dem gewaltgläubigen Bolschewismus mit Angst gegenüberstehen. Man erinnert daran, daß ein Lenin für pazifistische Ideen nichts als Hohn und Haß übrig hatte, und man vermutet begreiflicherweise, daß dieser Geist durch den gegenwärtigen Krieg und seinen Verlauf eine ungeheure Stärkung erfahren habe.

Was können wir tun? Wir wissen nur eines: Das andere Ideal, das Ideal der Ehrfurcht vor dem Leben, vor allem, was Menschenantlitz trägt, die Forderung Christi neu auf den Leuchter stellen, ihr treu sein, daran glauben, dafür kämpfen. Wenn der tödliche Abscheu vor aller Vernichtung und allem Krieg zum Glaubensbekenntnis der Christen gehörte, wenn dieses Zeichen endlich aufgerichtet würde, glauben wir nicht, daß es dann die Kraft hätte, bis in den Osten hinaus zu leuchten, nicht nur bis Rußland, sondern bis nach China, ja bis ins Land der aufgehenden Sonne. Das Christentum ohne Christus hat keine Leuchtkraft mehr, Christus aber wird von den Menschen und Völkern gesehen.

Aber die Christenheit muß begreifen, daß Christus nicht ein Name ist, sondern eine Sache; allzulange hat sie diese Sache, sein Reich und seine Gerechtigkeit, preisgegeben und nur den Namen festgehalten und damit Götzendienst getrieben. Und doch hat keiner den Kultus mit seinem Namen und seiner Person so streng und heftig abgewehrt wie Christus. Es sind Worte von schneidender Schärfe, die er darüber gesprochen hat, und gerade diese Worte sollen mit uns gehen:

„Was nennt ihr mich ‚Herr, Herr‘ und tut nicht, was ich euch sage?“

„Nicht die, welche zu mir ‚Herr, Herr‘ sagen werden ins Reich Gottes gelangen, sondern die, welche den Willen meines Vaters in den Himmeln tun.“

„Dann werdet ihr anfangen und sagen: Wir haben in deinem Namen große Taten getan. Ich habe euch nie gekannt, weicht von mir, die ihr tut, was gegen das Gesetz Gottes ist.“

„Was ihr einem der geringsten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan.“

Paul Trautvetter.